

**Britta Baron**

## Elite diesseits und jenseits des Atlantiks

**Das deutsche Maßnehmen bei den US-Universitäten basiert oft auf Missverständnissen**

INTERNATIONALES

Elitehochschulen sind so amerikanisch wie Coca-Cola und Popcorn, jedenfalls muss man diesen Eindruck gewinnen angesichts der aktuellen Diskussion um „Elitehochschulen“ in Deutschland, in der fast schon zwanghaft immer wieder Bezug genommen wird auf die Verhältnisse in den USA. Tatsächlich findet man in anderen, im vielfachen Sinne nahe liegenderen Referenzsystemen, wie zum Beispiel in Frankreich und Großbritannien, schon seit langem akademische Eliteeinrichtungen. Wenn dennoch der Blick über den Atlantik so unvermeidlich zu sein scheint, dann liegt das wohl nicht zuletzt daran, dass die USA weltweit die Maßstäbe setzen und das Erfolgsmodell schlechthin darzustellen scheinen.

In Forschung und Lehre liegen die US-amerikanischen Universitäten und Colleges nach fast allen denkbaren Parametern an der Spitze, nicht selten mit schier uneinholbar scheinendem Abstand. Einige der charismatischen Namen der US-Hochschulen wie Harvard, Princeton, Stanford und Yale sind heute nachgerade Synonyme für den Begriff „Elite“. Wir haben uns daran gewöhnt, vom „Harvard Deutschlands“ zu sprechen. Das kecke Selbstbewusstsein einer kanadischen Spitzenuniversität, die mit dem Slogan wirbt „Harvard, das McGill der USA“, offenbart in ironischer Brechung die weltweite Gültigkeit des Führungsanspruchs der amerikanischen Topuniversität.

So sehr die Elite-Diskussion in Deutschland inspiriert zu sein scheint von amerikanischen Ideen und Vorbildern, so unvollkommen ist doch oft das **Kontextverständnis für die US-Verhältnisse**, übrigens auf allen Seiten der Argumentationslinien, ob pro oder contra Elite, und gleich welchem Elitemodell man anhängen mag. Man sieht in den USA das, was man sehen will, oder man sieht nicht, was man nicht zur Kenntnis nehmen mag. Eine derartig voreingenommene Wahrnehmung der Verhältnisse muss zu Missverständnissen führen. Solche Missverständnisse können leicht den Blick für Chancen aber auch für die unvermeidlichen Grenzen von Elitebildung in Deutschland verstellen.

### Missverständnis Nr. 1:

**Elitehochschulen in den USA sind privilegierte „chasses gardées“ der Reichen und Mächtigen.**

Über viele Jahrzehnte mag wahr gewesen sein, dass die elterliche Protektion die wichtigste Zulassungsvoraussetzung für den Studienplatz an einer Elitehochschule in den USA gewesen ist. Diese Zeiten sind lange vorbei. Die Zulassung zu den Elitehochschulen läuft heute über sehr anspruchsvolle **Verfahren der Eignungsmessung**, die darauf angelegt sind, Spitzenbegabungen und Toptalente zuverlässig zu identifizieren. Das Niveau der Studierenden ist der wichtigste Erfolgsparameter der Elitecolleges. Daher geht viel Zeit und Energie in den Prozess der Auswahl. Das Netz wird so weit wie möglich gespannt. Begabte



Die Vielfalt der rund 4.000 amerikanischen Hochschulen ebnet breiten Bevölkerungsschichten den Hochschulzugang. Schon heute liegt die Studierquote in den USA bei über 50 Prozent aller Schulabgänger.

Foto: David Ausserhofer



**Dr. Britta Baron leitet die Außenstelle New York des Deutschen Akademischen Austauschdienstes.**

und leistungsstarke Studierende aus einkommensschwachen Familien können damit rechnen, dass ihnen die Uni ein kostenfreies Studium ermöglicht. Selbst die nationale Herkunft spielt keine Rolle mehr. Viele der privaten Elitehochschulen sind dazu übergegangen, ausländische Studienbewerber wie US-Staatsbürger zu behandeln und ihnen alle Privilegien einzuräumen, die die einheimischen Studierenden genießen, auch bei der Stipendienvergabe. Die Universitäten sind motiviert von dem Gedanken, dass ein **größtmögliches Rekrutierungsfeld** auch die besten Studierenden hervorbringen wird. Jedenfalls in der Theorie und in ihrem Selbstanspruch sind amerikanische Elitehochschulen auf soziale Fairness und demokratische Zugangsprinzipien ausgerichtet. Viele Präsidenten der Elitehochschulen profilieren sich durch ihr Engagement für „affirmative action“, also der positiven Diskriminierung zugunsten ethnischer Minderheiten oder, wie zum Beispiel die kämpferische Präsidentin von Princeton, Shirley Tilghman, durch eine konsequente Frauenförderungs politik.

### **Missverständnis Nr. 2:**

#### **Elitehochschulen in den USA bilden die wissenschaftliche Elite aus.**

Wenn man in den USA von Elitecolleges redet, so meint man in der Regel die Hochschulen mit den anspruchsvollsten Aufnahmekriterien für das Undergraduate-Studium, also das zumeist vierjährige Studium bis zum ersten Abschluss, dem Bachelor. Wer es in den USA geschafft hat, auf einem Platz an einem Spitzencollege zu landen, kann davon ausgehen, dass er für den Rest seines Lebens ein ganz wesentliches Prestigesymbol erworben hat, das von allen potenziellen Arbeitgebern erkannt und wertgeschätzt wird. In der Regel werden die Absolventen dieser Colleges den Startvorteil denn auch nutzen, um sich Zutritt zu den angesehensten und einträglichsten Karrieren zu verschaffen. Das sind die **Jobs bei den „corporations“**, also den großen Konzernen, juristische Tätigkeiten oder medizinische Berufe. Wissenschaft als Beruf ist die typische Karriereentscheidung von Kindern aus Aufsteiger- und vor allem Emigrantenfamilien, die im Zweifel eher über den Weg der öffentlichen Universitäten ihren ersten Abschluss erwerben. Elitecolleges übernehmen also wichtige Aufgaben bei der Auswahl des Führungskräftenachwuchses für die Großunternehmen, aber auch für die Topjobs in der öffentlichen Verwaltung und bei den Medien. Sie stellen dafür einen halbwegs rationalen Mechanismus der Begabungswahl zur Verfügung, der zwar keineswegs frei ist von Benachteiligungen sozial schwächerer Schichten, der aber immerhin einigermaßen transparent und öffentlicher Überprüfung zugänglich ist.

### **Missverständnis Nr. 3:**

#### **Nur die Topunis in den USA haben ein wirklich überzeugendes Leistungsniveau; darunter bewegt sich ein Meer von Mittelmaß und viele akademische Billiganbieter.**

Die Stärke des amerikanischen Hochschulwesens begründet sich nicht nur in der Existenz einiger international bekannter akademischer Flaggshippe. Übrigens ist schon die Zahl der Universitäten und Colleges, die man als „Spitzen-“ oder „Elitehochschulen“ kennzeichnen könnte, gar nicht so klein. Man kann sicher auf etwa 40 bis 50 Hochschulen und Colleges kommen, die eine solche Einstufung verdienen. Laut Klassifizierung der Carnegie Foundation gibt es in den USA immerhin **261 Forschungsuniversitäten**, die neben dem Undergraduate-Studium auch auf breiter Ebene in der Forschung und Graduiertenausbildung aktiv sind. Das US-Hochschulwesen ist auch deswegen so leistungsstark und dynamisch, weil sich unter dem eigentlichen Spitzenbereich ein **ehrgeiziges Mittelfeld** befindet. Das wird dann noch einmal unterfüttert durch ein Fundament von Hochschulen, die auf die Breiten-

**Laut Klassifizierung der Carnegie Foundation gibt es in den USA immerhin 261 Forschungsuniversitäten, die neben dem Undergraduate-Studium auch auf breiter Ebene in der Forschung und Graduiertenausbildung aktiv sind. Das US-Hochschulwesen ist auch deswegen so leistungsstark und dynamisch, weil sich unter dem eigentlichen Spitzenbereich ein ehrgeiziges Mittelfeld befindet.**

versorgung ausgerichtet sind. Diese Hochschulen können sich zwar keinen Anspruch auf akademische Exzellenz leisten, sind aber in ihrer Professionalität und ihrem Engagement gerade auch deswegen so überzeugend, weil sie mit Studierenden arbeiten, deren Bildungsvoraussetzungen oft sehr lückenhaft sind. Die privaten Elitecolleges erwerben ihren Ruhm vor allem durch den an sich schon hoch motivierten und leistungsstarken Input an besonders begabten Jugendlichen. **Die innerstädtischen Community Colleges** sind stolz darauf, sehr multikulturell zusammengesetzten Studentenkohorten, die nicht selten mit erheblichen schulischen Defiziten ihr Studium antreten, in wenigen Jahren eine intellektuelle Basisorientierung und die wichtigsten akademischen Grundkompetenzen zu vermitteln. Man kann darüber philosophieren, was man für die eindrucksvollere Leistung hält.

Die Carnegie-Klassifizierung teilt die circa 4.000 US-Hochschulen in annähernd 20 Grundkategorien ein. Mit einem so vielseitigen Angebot an Hochschulausbildung wird man einer optimal großen Zahl von individuellen Bedürfnissen und Ansprüchen gerecht. Diese Vielfalt öffnet einen breitestmöglichen Hochschulzugang. So viel Nachschub von unten sorgt dafür, dass die Talentreserven in der amerikanischen Bevölkerung möglichst umfassend aktiviert werden können. Die **Studierquote** liegt heute schon bei über **50 Prozent** und soll noch weiter angehoben werden. US-Präsident George W. Bush hat in seiner am 20. Januar 2004 vorgetragenen „State of the Union Address“ ausgerechnet den am untersten Ende der Prestigepyramide befindlichen Bereich der Community Colleges besonders gewürdigt. Hier will und muss die amerikanische Politik vor allem ansetzen, um die Qualifizierungsoffensive im globalen Kampf um die besten Köpfe zu gewinnen. Fast schon ein wenig ironisch scheint, dass zum selben Zeitpunkt, an dem sich die amerikanische Politik der Breitenversorgung im Studium widmet, in Deutschland so viel Aufhebens um die Idee von Elitehochschulen gemacht wird.

#### **Missverständnis Nr. 4:**

**Elite in der Lehre und Elite in der Forschung sind immer aneinander gekoppelt; Elite ist eben Elite.**

In den USA gibt es zwar eine Reihe von „Eliteunis“, die sowohl in der Lehre als auch in der Forschung Spitzenplätze belegen, grundsätzlich ist aber sehr wohl zwischen „Elitecolleges“, also den Ranglisten-Ersten beim Undergraduate-Studium, und Spitzenleistungen in der Forschung zu unterscheiden. Während die „Princeton Review“ im Hinblick auf „Best Overall Academic Experience for Undergraduates“ die ersten drei Plätze an Forschungsuniversitäten vergibt, nämlich Yale, Princeton und Duke, befinden sich unter den 20 Bestplatzierten aber immerhin neun Liberal Arts Colleges – und vier Militärhochschulen, also Einrichtungen, die ihren Schwerpunkt eher nicht bei der Forschung haben. Umgekehrt können einige der großen **staatlichen Universitäten** in der Forschung und beim Graduiertenstudium **Topleistungen** hervorbringen, während sie bei der Lehre bei weitem nicht den exklusiven „Snob-Appeal“ der privaten Spitzencolleges erreichen. Die staatlichen Universitäten sind in der Regel sehr viel größer als die privaten, verfügen daher meist auch über mehr Dozenten in den einzelnen Fachbereichen, ein Umstand, der gerade für die Forschung in den Natur- und Technikwissenschaften von Vorteil ist, weil er Teamarbeit begünstigt. So konnte die staatliche University of Illinois im vergangenen Jahr gleich drei Nobelpreisträger vorweisen, ein Ergebnis, das selbst für Harvard oder Stanford nicht so ganz im Bereich des Üblichen liegt. Und bei Zahl und Qualität der vergebenen Dokortitel liegt immer noch die staatliche University of California in Berkeley ganz vorne.

**Die staatlichen Universitäten sind in der Regel sehr viel größer als die privaten, verfügen daher meist auch über mehr Dozenten in den einzelnen Fachbereichen, ein Umstand, der gerade für die Forschung in den Natur- und Technikwissenschaften von Vorteil ist, weil er Teamarbeit begünstigt. So konnte die staatliche University of Illinois im vergangenen Jahr gleich drei Nobelpreisträger vorweisen, ein Ergebnis, das selbst für Harvard oder Stanford nicht so ganz im Bereich des Üblichen liegt.**

**Stichwörter****Elitehochschulen****Rekrutierung****Leistungsniveau****Finanzierung****Prestige****Missverständnis Nr. 5:****Elitehochschulen werden aus privaten Mitteln finanziert.**

Richtig ist: Elitehochschulen werden auch aus privaten Mitteln finanziert, in erheblichem Umfang aber auch aus öffentlichen Mitteln. Die forschungsstarken privaten Elitehochschulen schneiden bei der leistungsabhängigen Vergabe der **Forschungsförderung aus Mitteln der Bundesregierung** – insgesamt immerhin circa 20 Milliarden Dollar pro Jahr – überdurchschnittlich gut ab. Und auch im Bereich der Lehre profitieren die privaten Spitzencolleges besonders stark von der öffentlichen Studienfinanzierung: Ivy-League-Universitäten bekommen laut einer Analyse der New York Times pro bedürftige Studenten fünf- bis zwanzigmal mehr Förderungsmittel von der Bundesregierung als der Durchschnitt der Universitäten.

Grundsätzlich gilt, dass die US-Universitäten über ungleich **größere Handlungsspielräume** verfügen als fast alle anderen Hochschulen in der Welt, weil sie sich gleichzeitig und im Durchschnitt zu fast gleichen Anteilen aus privaten wie aus öffentlichen Quellen finanzieren können. Für jeden Dollar aus staatlichen Geldern kommt im Durchschnitt der Universitäten pro Studienplatz noch einmal der gleiche Betrag aus privaten Quellen hinzu, seien es Studiengebühren, seien es Schenkungen oder Spenden.

In den letzten Jahren zeichnet sich aber eine Verschiebung des Gleichgewichts von privater und öffentlicher Finanzierungsverantwortung ab. Die **Studiengebühren** haben sich in den vergangenen Jahren rapide verteuert. An den öffentlichen Universitäten stiegen die Preise im Hochschuljahr 2002/2003 um ganze 14, an den privaten um sechs Prozent. Und obwohl sich ja die Universitäten einen Teil der Studiengebühren über staatliche Stipendien und Studiendarlehen wieder aus den öffentlichen Kassen zurückholen, wächst doch seit Jahren der **private Anteil an den Aufwendungen** für das Studium. Das gilt aber keineswegs nur für die privaten Elitecolleges, sondern auch und gerade für die öffentlichen Hochschulen, die sich im akademischen Wettstreit mit den Privaten nicht abhängen lassen wollen.

Dieser **Wettstreit um Prestige und Rankingplätze** ist letztlich für die Kostenlawine verantwortlich. Die Universitäten schaukeln sich gegenseitig hoch im Kampf um die attraktivsten Studienbedingungen und die eindrucksvollsten Forschungsleistungen. Viele der Investitionen dienen dazu, die jeweilige Hochschule für die talentiertesten Studierenden und die angesehensten Professoren attraktiv zu machen. Dabei gehen exorbitante Summen in den Bau aufwändiger Sportanlagen, werden immer größere Beträge eingesetzt für Stipendien als Lockmittel für hochbegabte statt für sozial bedürftige Studierende und werden vermeintliche oder wirkliche akademische Superstars behandelt wie die Spitzenathleten im kommerziellen Sport. Mit einer Verbesserung von Lehrleistungen und Forschungsqualität hat dies weniger, mit institutioneller Eitelkeit hingegen sehr viel zu tun.

**Missverständnis Nr. 6:****Wir müssen den Anschluss an die Hochschulen in den USA gewinnen.**

Die Bedingungen für die amerikanischen Universitäten sind in vielfacher Hinsicht anders als in Deutschland. Die **internationalen Leistungsvergleiche** lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, dass sie zurzeit im Ergebnis besser sind. Auch im Urteil der amerikanischen Bevölkerung selbst kommen die Hochschulen gut weg: 75 Prozent der Amerikaner erklärten in einer Umfrage des Educational Testing Service, dass sie zufrieden oder gar sehr zufrieden mit ihren Universitäten seien.

**keywords****elite university****recruiting****benchmarking****financing****prestige**

Die Versuchung ist groß, solch strahlenden Vorbildern nacheifern zu wollen, um zumindest ein bisschen Harvard-Glanz und Stanford-Glorie nach Deutschland zu importieren. Angesichts der **vielen strukturellen Unterschiede** ist dieses Unterfangen aber letztlich wenig realistisch. Vor allem beim Thema Geld wird schließlich deutlich, wie groß der Abstand ist. Die **Haushalte der amerikanischen Spitzenunis** haben, umgerechnet auf die Zahl der Studierenden, bis zu zwanzigmal so viele Ressourcen wie angesehene deutsche Universitäten zur Verfügung. Wir reden hier von völlig anderen finanziellen Größenordnungen als in Deutschland, die auf absehbare Zeit auch nicht durch noch so großzügige Förderprogramme ausgeglichen werden könnten.

Diese Erkenntnis ist ernüchternd, muss aber nicht entmutigend sein. Sie kann auch dazu motivieren, sich auf die eigenen **traditionellen Stärken** zu besinnen, aber auch nach ganz neuen Formaten für Forschung und Lehre zu suchen. Wenn wir gar nicht erst versuchen, „kleine Harvards“ zu züchten, können wir die offensichtlichen Holzwege in der amerikanischen Hochschulentwicklung vermeiden. Wettbewerb ist gut; eine teure Prestigekonkurrenz ist unproduktiv. Und in Deutschland kann man sie sich schon gar nicht leisten. Hier könnte eine **aktive Hochschulkooperationsförderung**, gerade auch im europäischen Rahmen, noch große **Potenziale an Synergieeffekten** freisetzen. Deutsche Unis haben das Graduiertenstudium erfunden. Sie haben in diesem Bereich immer noch Stärken, die es systematisch zu entwickeln gilt.

### Fazit

Die Aufgabe heißt nicht, Elitehochschulen zu produzieren, sondern die Qualität von Lehre und Forschung zu verbessern, im Interesse der gesamten Bevölkerung, wenn auch sicher auf der Basis von sehr viel größerer institutioneller Vielfalt und sehr viel stärkerer Hochschulautonomie. Amerikanische Vorbilder können dabei inspirierend sein; sie sollten aber nicht die eigene Kreativität hemmen. Amerikanische Hochschulen, vor allem im Elitebereich, produzieren zu teuren Preisen. Es könnte sein, dass den amerikanischen Universitäten eines Tages das passiert, was beispielsweise der amerikanischen Autoindustrie passiert ist, die auch lange eine weltweite Vormachtstellung eingenommen hatte – bis die Japaner den Autobau neu erfanden und bessere Autos zu günstigeren Preisen produzierten.

---

**Wenn wir gar nicht erst versuchen, „kleine Harvards“ zu züchten, können wir die offensichtlichen Holzwege in der amerikanischen Hochschulentwicklung vermeiden. Wettbewerb ist gut; eine teure Prestigekonkurrenz ist unproduktiv. Und in Deutschland kann man sie sich schon gar nicht leisten.**

---

#### Kontakt:

**Britta Baron**  
**German Academic Exchange Service**  
**871 United Nations Plaza**  
**New York, NY 10017**  
**USA**  
**Tel: +1-212/7 58-32 23**  
**Fax: +1-212/7 55-57 80**  
**E-Mail: baron@daad.org**